

Von Vögeln und zierlichen Händen

Todkrank müsste man sein. Noch zwei Jahre auf der Uhr, das wäre schön. Vielleicht würde man es dann schaffen sich aufzuraffen und etwas aus dem Leben zu machen. Vielleicht wären zwei Jahre aber auch zu viel. Es bestünde dann wieder die Gefahr das erste Jahr zu verhartzen. Ein Jahr, das ist wahrscheinlich die perfekte Diagnose. Allerdings müsste natürlich der ganze Todesprozess danach stattfinden. Ein Jahr und dann erst der ganze Müll von Therapie bis Palliativstation. Das Ende kann man dann vielleicht sogar noch genießen. Ein paar Monate bei netten Pflegern und Schwestern im Bett verweilen, sich aus dem Fenster träumen und der großen Taten des letzten Jahres erinnern. Das wäre schön. Irgendwann, wenn's reicht und es sich dem Ende zuneigt, dann einfach eine ordentliche Dosis Morphin damit der ganze Spaß auch nicht so quälend langsam und langweilig abläuft. Wenn Schluss ist, ist Schluss.

Ich liege auf dem Bett. Es ist Montag, 13 Uhr. In der Uni lehrt gerade mein Lieblingsprofessor über Nietzsche. Eigentlich ganz interessant, aber ich habe verschlafen und dann musste ich erstmal ordentlich frühstücken, denn ohne eine gute Mahlzeit am Morgen hat es ja auch keinen Sinn in die Uni zu fahren. Nach dem Essen war es aber schon zu spät noch loszugehen, also wollte ich wenigstens das Material für die Vorlesung zu Hause studieren. Was seitdem passiert ist, kann ich gar nicht so genau sagen. Jedenfalls sind zwei Stunden vergangen und jetzt liege ich auf dem Bett und habe gar nichts gelesen. Sollte ich deswegen sauer auf mich sein? Ich könnte mich jetzt ordentlich zur Schnecke machen und dann den Rest des Tages mit schlechtem Gewissen verleben. In dieser negativen Stimmung könnte ich aber dann auch nicht arbeiten. Andererseits könnte ich auch einfach hier liegen bleiben, weiterhin aus dem Fenster sehen und den Vögeln beim Zwitschern zuhören. Was die wohl besprechen? In der Schule haben wir mal ein Gedicht von Heine gelesen, in dem er sich fragt, ob die Vögel vielleicht eigentlich weinen, wenn wir meinen, dass sie singen. Das hat mich irgendwie mitgenommen.

Ich stelle mir ein Paar vor, das unter Baumkronen auf irgendeiner Allee entlangspaziert. Vielleicht am Rheinsberger Schloss oder so. Jedenfalls halten die beiden Hände und ihre Schritte sind synchronisiert. Sie schmiegen sich aneinander und denken beide in die Stille hinein, wie wunderbar der Andere ist und wie glücklich sie gerade zusammen sind. Vielleicht necken sie sich aber auch und ärgern einander, wie man das eben in einer guten und jungen Beziehung macht. Irgendwie ist es Herbst in diesem Bild. Sie setzen sich dann in ihren Windjacken auf eine Bank und sehen, wie die bunten Bäume langsam in der goldenen Sonne ihr Kleid verlieren. Vor der Bank liegt eine Wiese, die durch das Licht auch gelb aussieht. Auf der anderen Seite der Wiese erheben sich mächtig und groß alte und starke Bäume. Windig ist

es an diesem Tag nicht, der Himmel ist blau und die Luft klar. Alle Farben sind sehr voll und intensiv, der Kontrast zwischen dem Blau des Himmels und dem gelb-rot der Blätter ist wie aus einer Palette geschnitten. Es ist ein bisschen kalt, doch so dicht zusammensitzend ist es gerade so noch warm. Eine Atmosphäre des Friedens liegt auf der Welt und umhüllt die Bank. Irgendwo, hinter dem Paar, in den Baumkronen zwitschern ein paar Vöglein. Es klingt für die Menschen fröhlich und beschwingt, doch die Sinne trügen. In Realität herrscht dort oben Krieg, Neid und Feindseligkeit. Es gibt Kämpfe bis auf den Tod, Sabotage, Raub, Betrug und Vandalismus. Laut kreischend schmeißt der eine Vogel das Nest seines Rivalen aus dem Baum. Das Paar auf der Bank lächelt beim lieblichen Klang des Gesangs. Der gedemütigte Rivale sieht rot und geht auf den Saboteur los. Mit seinen scharfen Krallen und dem spitzen Schnabel hackt er immer wieder brutal auf den fragilen Schädel des anderen ein. Das Paar unten auf der Bank denkt daran, wie die süßen Vöglein romantische Tänze füreinander einstudieren und beschmückte Nester anbieten. Der dritte Vogel im Baum oben nutzt blitzschnell die Gelegenheit und stürzt sich auf das Weibchen des Saboteurs. Sie weiß gar nicht wie ihr geschieht und vergisst überrascht sich gegen ihre Vergewaltigung zu wehren. Sie sitzt starr vor Schock und wird in ihrem eigenen Nest vergewaltigt, während ihr Mann sich mit einem anderen rauft. Das Paar auf der Bank lächelt verträumt in den Sonnenuntergang.

Ja, so fürchterlich könnte es sein, dort oben bei den Vögeln. Wir wissen es nur nicht. Wir wissen nicht, ob die Vögel weinen, ob Spinnen einsam sind oder ob Bären Herzschmerz kennen. Vielleicht ist es aber auch besser, dass wir diese Dinge nicht wissen. Zu viel Wahrheit tut den Menschen nicht gut. Könnte denn das verliebte Paar noch so friedlich unter dem Baumen sitzen, wenn sie wüssten wie über ihnen gehurt, gekämpft und geschlachtet wird? So romantisch wäre es für sie jedenfalls nicht.

Nun, hier auf dem Bett ist es aber erstmal egal, ob die Vögel tanzen oder weinen, ob sie singen oder morden. So oder so habe ich meine Vorlesung verpennt. Warum eigentlich? Ich war gestern wieder zu lang unterwegs. Hab' wieder in irgendeiner Bar gesessen, zu viele Zigaretten geraucht, Bier getrunken und Unsinn gequatscht. Aber das ist nur die erste Frage, die ich mir stellen muss. Denn nach meiner Antwort muss man nun ermitteln, warum ich ausgegangen bin, wenn ich doch eigentlich Vorlesung hatte und die Antwort auf diese Frage wird schon komplizierter. Eigentlich finde ich das Studium ganz interessant, doch kann ich mich nicht aufraffen, mich nicht zwingen. Es erscheint mir nicht dringend, nicht notwendig in die Uni zu gehen. Was du heute kannst besorgen, verschiebe gern auf morgen, so lebe ich momentan. Noch so viele Jahre liegen vor mir, noch so viel Zeit werde ich zum Studieren und zum Arbeiten

haben. Nichts ist dringend, nichts hat Eile. Neunzig Jahre leben die Menschen heute, was soll ich mir da Gedanken machen, ob ich dieses oder nächstes Semester die Vorlesung über Nietzsche höre.

Jetzt habe ich jedenfalls schon wieder ordentlich Hunger und deswegen beschließe ich mir erstmal einen Döner zu holen. Einige Minuten des Suchens, Sammelns und Umziehens später stehe ich also auf der Westfälischen Straße. Hier wohne ich. In der Straße soll es angeblich viel Aktivität der organisierten Kriminalität in Berlin geben, doch davon bekomme ich nichts mit. Meine paranoide Mutter hat mir letztens erzählt, dass die Kriminalitätsrate in Berlin wieder zunimmt. Angeblich regulieren arabische Großfamilien und Clans den Drogen- und Autohandel in der Stadt.

Früher, in den Zwanzigern des letzten Jahrhunderts, bestimmten die Ringvereine wo es lang ging in Berlin. Auch sie bestimmten den Drogenhandel, damals hauptsächlich mit Kokain. Außerdem regulierten sie die Prostitution und die Nachtlokale im wilden Berlin der Zwanziger. So ist das eben, die Macht der Gruppen steigt und fällt, steigt und fällt. Wie ein Pendel in der Widerstandslosigkeit eines Vakuums. Mal sind es arabische Großfamilien, mal sind es Ringvereine, ein anderes Mal infiltriert die italienische Mafia die Stadt. Doch, das Geschäft läuft immer weiter, immer weiter. Die U-Bahnen fahren weiter und das Kokain wird weiter geschnupft, egal von welcher Bande es gebracht wird. Die Clubs tanzen weiter und die Weltzeituhr tickt der Unendlichkeit entgegen.

Ich laufe jedenfalls gerade die Westfälische Straße entlang bis zum S-Bahnhof Halensee. Von dort fahre ich nach Schöneberg, um bei Rüyam zu essen. Rüyam ist der beste Dönerladen Berlins, darüber gibt es bei mir keine Diskussion. Und weil ich nichts Besseres zu tun habe, investiere ich die halbe Stunde, um nach Schöneberg zu fahren und bei Rüyam einen wirklich guten Döner zu essen.

Während der Zug nach Schöneberg saust, denke ich, dass wir in der Ringbahn ein bisschen wie unser Leben im Universum sind. Die Bahn fährt unendlich lang immer weiter, immer weiter. Ohne Ziel immer nur rund herum um Berlin. Wir, die Passagiere, sind nur kurzfristige Gäste in ihrer Unendlichkeit. Wir fahren ein paar Stationen mit, dann steigen wir wieder aus. Ein paar Minuten nach unserem Aussteigen hat die Bahn schon vollkommen vergessen, dass wir jemals da waren. Nicht mal Gott, der Lokführer, fährt für immer mit, auch er steigt irgendwann aus. Wir können versuchen einen Eindruck zu hinterlassen, indem wir in die Bahn kotzen, rumschreien oder Musik spielen, doch spätestens nachdem die Reinigungsleute ein paar

Stationen mitgefahren sind, werden wir vergessen sein. Wohin gehen wir überhaupt, wenn wir aussteigen?

Während ich also vom S-Bahnhof Schöneberg zu Rüyam schlendere, sehe ich mich ein bisschen in Schöneberg um. Ich war schon lange nicht mehr hier. Links von mir, am Ende der Straße, erhebt sich hinter den Neubauten der alte Gasometer. Einst trug er zur Industrialisierung Berlins und damit zur großen Umweltverschmutzung des 20. Jahrhunderts bei. Nun hat er seine moralischen Überzeugungen geändert und mahnt die Menschen Schönebergs Tag und Nacht, dass die Irreversibilität des Klimawandels nahezu unumgänglich auf uns zu tickt. Man hat nämlich eine riesige digitale Uhr am Gasometer befestigt, auf der ein Countdown angezeigt wird. Am Ende dieses Countdowns steht Schätzungen zufolge der Tag, an dem der Klimawandel nicht mehr umkehrbar ist. Mein Blick bleibt an dem Countdown hängen und für einen Moment beobachte ich, wie die Zahlen sich verändern und unsere Zivilisation so unaufhaltsam auf ihr Ableben zulebt, wie dieser Countdown der Null entgegenzählt. Wie festgefroren stehe ich einige Momente auf dem Bürgersteig und starre hinauf. Dann schaudert es mich und ich beende die Hypnose. Ich wende mich vom Gasometer ab, spüre noch kurz das unangenehme Ticken der Uhr in meinem Rücken und fokussiere dann meine Augen auf die Hauptstraße, die vor mir liegt. Die Hauptstraße ist die Lebensader Schönebergs. Und logischerweise liegt auch das Herz Schöneberg an dieser Ader. Rüyam. Rüyam macht den besten Döner in Berlin. Hatte ich das schon erwähnt?

Nach dem Essen bin ich mir unsicher, was ich nun tun soll, doch dann merke ich, dass ich mich nach ein wenig Ruhe und Einkehr sehne. Auf den Straßen ist es immer laut, voll und stinkend. Eine Freundin arbeitet seit neuestem in der Autorenbuchhandlung am Savignyplatz und in jenen kühlen Gewölben unter der S-Bahn wird es bestimmt fromm und ruhig sein. Vielleicht haben sie ja sogar ein paar Gedichtbände, die mich interessieren. Ich will schon seit langem mal wieder Lyrik lesen und genießen, aber ich finde leider nie die Zeit dazu.

Ich laufe also zur Bülowstraße, um von dort den Bus zu nehmen. An der Haltestelle gibt es eine Anzeige, welche darüber informiert wann welcher Bus fährt. Ich muss vier Minuten auf meinen Bus warten. Nachdem ich eingestiegen bin, wird dort wieder zehn Minuten stehen. Wenn dann irgendwann der Bus kommt, steht dort wieder zehn Minuten. Vielleicht irgendwann, nach ganz vielen Zehnminutenintervallen, stehe ich wieder an jener Bushaltestelle und warte. Und nach noch ein paar mehr Intervallen werde ich tot sein.

Ein paar Minuten später steige ich am Kudamm aus dem Bus, um bis zum Savignyplatz zu laufen. Ich bin absichtlich mit dem Bus hierhergefahren und nicht mit der S-Bahn direkt bis

zum Savignyplatz, weil ich das Laufen durch die Straßen in dieser Gegend so sehr genieße. Das neureiche Getue vom Kudamm hat es in diese alten Charlottenburger Straßen noch nicht geschafft und so bleibt der Streifen bis zur Kantstraße alt und charmant. Es hängt etwas vom alten Bürgertum und etwas von der Wildheit der Zwanziger in den alten Jugendstilfassaden. Ich sehe dann immer Mascha Kaleko durch die Bleibtreustraße laufen. Erst alsträumende, erfolgreiche junge Frau, dann als ältere Dame. Die junge gefällt mir aber besser, sie ist etwas flotter. „Man wohnt möbliert“ und hat seine „blauen Träume“ noch nicht verloren. Man trägt Bubikopf und geht am Grunewaldsee spazieren. Abends geht man dann am Tauentzien aus oder speist im Haus Vaterland. Ja, ja, so war das damals.

Während ich so genüsslich auf den Savignyplatz zuschlendere, höre ich aus einem entfernten Fenster zierliche Finger Klavierspielen. Warum die Finger zierlich sind, weiß ich nicht, aber sie sind es eben. Ich spüre das. Finger und Hände sagen mehr über einen Menschen aus als so manches Wort. Wie jemand den Stift greift, Brot schmiert, Schuhe bindet oder dir zärtlich durch die Haare fährt, ist eine viel genauere Biografie als alle Worte. Es gibt geschickte Hände, die doch ein bisschen nervös und zitterig sind und manche haarige Männerhand ist fein und elegant. Bei manchen Leuten ist es wirklich eine Freude ihnen beim Schreiben zuzusehen, weil ihre Finger so charmant um die Feder fließen und sie so hübsche Buchstaben damit aufs Papier zeichnen. Bei anderen ist es ein Gräuel ihnen beim Schreiben zuzusehen, ihre Pranken krampfen um den Stift und ich sehe ganz genau, dass sie in langen Klausuren fürchterliche Schmerzen haben. Jedenfalls sind die Finger am Klavier dort oben zärtlich. Ich glaube, es ist Chopin. Sowas hört man selten in Berlin. Eigentlich ist die Stadt zu dreckig, um solch feine Töne zu tragen, doch es gibt wohl in jedem Schmutz auch saubere Ameisen. Lange spielen die zierlichen Hände noch nicht Klavier, immer wieder müssen sie unterbrechen und neu ansetzen. Aber das macht nichts, schließlich habe ich Zeit und irgendwann wird es schon klappen. Es muss etwas seltsam aussehen, wie ich dort auf dem Bürgersteig stehe und nur geradeaus starre, doch in dieser Stadt passieren seltsamere Dinge. Die anderen Leute laufen hastig an mir vorbei. Viele von ihnen haben Knöpfe im Ohr nehmen ihre Umwelt nicht wahr. So oder so würde sich keiner trauen was zu sagen oder zu fragen, wahrscheinlich interessiert es sie ja doch nicht, warum ich hier stehe, sie wollen nur ihrer Wege gehen. Wirklich schade, denn Chopin klingt immer flüssiger auf die Straße hinab. Man müsste eigentlich überall klingeln bis man die richtige Wohnung gefunden hat, hinauf gehen und den zierlichen Fingern beim Spielen zusehen.

Wie ich hier heute so durch die Viertel schlendere, fühle ich mich ein bisschen wie Holden Caulfield. Der ist auch so durch New York gewandert. Vielleicht bin ich aber ein bisschen

friedlicher, nicht so getrieben wie er. Jedenfalls würde ich mich gerne mal mit ihm treffen. Dabei möchte ich aber gar nicht vorrangig mit ihm sprechen, sondern ich würde gerne neben ihm schweigen. An Holdens Seite lässt es sich bestimmt wunderbar schweigen. Man könnte zum Beispiel am Reservoir im Central Park sitzen. Und schweigen. Oder wir könnten den Sonnenaufgang vom Teufelsberg aus beobachten. Und schweigen. Den Rest des Tages könnten wir spazieren, gucken und hören. Und schweigen. Das wäre wirklich schön.